



Angehörigenfreundliche Intensivstation

erklärt von Angelika Zegelin, vorm. Universität Witten/Herdecke

In Krisenzeiten rücken die Menschen zueinander und unterstützen sich gegenseitig wirkungsvoll. Diese Tatsache ist bekannt und gut untersucht. Zudem ist fast jeder Mensch Teil eines (Familien-)Systems, Veränderungen im Leben des Einzelnen haben Auswirkungen auf viele andere. In das deutsche Gesundheitswesen haben diese Erkenntnisse jedoch erst zögerlich Eingang gefunden. Immerhin ist in den vergangenen Jahren eine bescheidene „Familienorientierung“ auch in Deutschland in Gang gekommen – viele Länder aus dem skandinavischen und angloamerikanischen Raum sind uns dabei voraus. Gemeinsam mit dem Verein Pflege e. V. entwickelte ich daher das Projekt „Angehörigenfreundliche Intensivstation“. Der Verein vergibt auch ein entsprechendes Zertifikat.

Angehörige werden als Brücke nach draußen empfunden

Immer noch werden Angehörige während Behandlungen im Krankenhaus „rausgeschickt“ oder als Störenfriede empfunden. Inzwischen haben wir viel Wissen darüber, dass die Ängste und Sorgen der Angehörigen sich auf das Befinden der Patienten auswirken. Früher durften Eltern nicht zu ihren kranken Kindern, überhaupt gab es im Krankenhaus strenge Besuchszeiten – begründet mit dem Ruhebedürfnis der Kranken oder hygienischen Aspekten. Eine besondere Situation ergibt sich auf den Intensivstationen: Die Menschen dort sind schwerstkrank, ringen um ihr Leben, für viele sind es die letzten Lebenstage. Hier die Familie außen vor zu lassen, entbehrt jeder Menschlichkeit und fachlichen Grundlage.

Ende der 1990er-Jahre entstanden an der Universität Witten/Herdecke in der Pflegewissenschaft studentische Abschlussarbeiten zu den Besuchsregelungen auf deutschen Intensivstationen. Am häufigsten wurden die restriktiven Regelungen thematisiert, also die engen Zeitkorridore für Besuche. In ihrer Masterarbeit untersuchte Sabine Metzger (2004) die Erfahrungen ehemaliger IntensivpatientInnen. Dabei zeigte sich, dass die nahen Verwandten von den PatientInnen nicht als „Besuch“ empfunden wurden (schon gar nicht als Belastung),

sondern als Brücke nach draußen und in die Zukunft – und damit als überlebenswichtig.

Rechte von IntensivpatientInnen

Seitdem wurde dieses Thema immer wieder aufgenommen und vom Pflege e. V. in die Öffentlichkeit getragen – die Familienfreundlichkeit von Intensivstationen ist ein gutes Beispiel für die Vernetzung von Wissenschaft und Praxis. Zunächst wurden 2005 eine Expertentagung durchgeführt und im Nachgang die „Rechte des Intensivpatienten“ formuliert. Sie lehnen sich an die „Charta der hilfe- und pflegebedürftigen Menschen“ des Runden Tisches Pflege 2005 an.

So haben IntensivpatientInnen das Recht, – über ihre Situation aufgeklärt und in Entscheidungen einbezogen zu werden. Falls sie dazu nicht in der Lage sind, hat ein Mensch ihres Vertrauens das Recht, alle Informationen über ihre gesundheitliche Situation zu erhalten.

– für sie wichtige Menschen in der Nähe zu haben und ihre Unterstützung so oft wie nötig in Anspruch zu nehmen.

– dass die ÄrztInnen und Pflegefachpersonen ihren Angehörigen mit Respekt begegnen, sie als therapeutisch wichtig ansehen und mit ihnen eine gute Besuchsregelung vereinbaren.

Willkürliche Entscheidungen über Besuchsrecht

Darüber hinaus wurde ebenfalls 2005 an 240 Weiterbildungsstätten eine groß angelegte Befragung zu den Besuchszeiten durchgeführt. Fast 1.600 Fragebögen von TeilnehmerInnen der Weiterbildungen konnten ausgewertet werden. Auch dabei kam heraus, dass 88 Prozent der Intensivstationen feste Besuchszeiten eingerichtet haben. Vor allem der Zeitpunkt und die Anzahl der Besucher pro Patient wurden als sehr restriktiv bezeichnet. Allerdings wurde oft „nach Gusto“ gehandelt, etwa wenn die Angehörigen weinten oder drängelten. Das willkürliche Vorgehen hing auch vom betreuenden Mitarbeiter oder von der zur Verfügung stehenden Zeit ab – ein unprofessioneller Umgang angesichts der hohen Bedeutung, die den Angehörigen zu-



Foto: Universität Witten/Herdecke



Übergabe des Zertifikats im Alfried Krupp Krankenhaus in Essen, v.l.n.r.: Maria Hollenhorst, Fachkrankenschwester für Intensivmedizin, Dr. rer. medic. Dirk Ashauer, Pflegedirektor, Beate Bichmeier, stellv. Stationsleitung Intensivstation, Anke Wellmann, Oberärztin, und Prof. Dr. Angelika Zegelin, Universität Witten/Herdecke.

kommt! Viele der Befragten wünschten sich ein anderes Konzept.

Die Ergebnisse der Studie stellte der Pflege e. V. 2006 in einer Pressekonferenz in Berlin vor. Dabei kam mir die Idee der Zertifizierung zur „Angehörigenfreundlichen Intensivstation“. Nach einigen Überlegungen entwickelte ich so gemeinsam mit den Mitarbeitern vom Pflege e. V. die Antragsunterlagen und stellte Artikel sowie Pressemeldungen bereit.

Über 250 Intensivstationen ausgezeichnet

Das Verfahren ist niederschwellig und beruht auf Selbstauskunft. Im Mittelpunkt steht dabei die Öffnung der Station für wenige Nahestehende, die individuell vereinbart wird, sowie der Verzicht auf strenge Regeln. Die Selbstverpflichtung zur Umsetzung der Rechte von Intensivpatienten wird von der Ärztlichen, Kaufmännischen und der Pflegedirektion sowie dem Patientenforsprecher des jeweiligen Krankenhauses unterschrieben. Dem Antrag werden Belege für individualisierte Besuchszeiten beigelegt, etwa Broschüren, Flyer oder Fotos des Eingangsbereiches, an dem diese Besuchszeiten ausgedruckt sind. Zusätzlich können die Intensivstationen ankreuzen, welche weiteren Angebote für Angehörige bestehen: etwa ein Wartezimmer, Übernachtungs- und Verpflegungsmöglichkeit, Schulung für Pflegenden zum Umgang mit Angehörigen und vieles mehr.

2007 wurde im Evangelischen Krankenhaus Hattungen die erste Intensivstation zertifiziert. Seitdem ist daraus eine große Bewegung entstanden, bereits mehr als 250 Intensivstationen wurden in den vergangenen zehn Jahren ausgezeichnet und ständig gibt es neue Bewerber.

Re-Zertifizierung nach drei Jahren

Bei den Bewerbungen sind für mich die Besucherbroschüren wichtig, die von den Kliniken zur Information von Angehörigen erstellt werden. Manchmal sehe ich ihnen an, wie sehr um das Konzept gerungen wurde, oft spricht keine volle Überzeugung der Wichtigkeit von Angehörigen aus den Texten („Eintreten nur nach Aufforderung“). Benötigt wird eine Willkommenskultur, tatsächlich haben manche

Stationen auch Schilder wie „Ihr Dasein ist rund um die Uhr möglich“. Richtig ist auch, dass durch den derzeitigen Personalangel mancherorts bereits Errungenes wieder zurückgefahren werden muss.

Bei sehr vielen Intensivstationen sind noch weitere positive Entwicklungen auf den Weg gebracht worden. Um Fortschritte anzuregen, haben wir dann die Re-Zertifizierung nach drei Jahren eingeführt: Dort sollen weitere Angebote für mehr Familienfreundlichkeit aufgezeigt werden. Dabei geht es um Telefonkontakte, Arztgespräche, Informationsbroschüren, kleine Anleitungskonzepte, Getränkebereitstellung, Führen eines Tagebuches, Aufenthaltsraum, Schlafmöglichkeit und anderes mehr. Auch der Besuch von Kindern ist kein Tabu mehr.

Mancherorts sind sogar mehrsprachige Broschüren für die Angehörigen entstanden. Universitätskliniken lassen oft mehrere Stationen gleichzeitig am Konzept arbeiten, bei kleineren Krankenhäusern stellt häufig die Nachbarklinik auch bald einen Antrag. Inzwischen schwimmt sogar die Grenze zur Palliativmedizin, es gibt etwa Entscheidungsfindungsgespräche mit den Angehörigen über das weitere Vorgehen, auch ethische Beratungen finden mit den Familien statt.

Erfolgsmodell breitet sich aus

Der Pflege e. V. veranstaltet in regelmäßigen Abständen Fachtagungen zum Thema – interessant sind hier die Eindrücke der Pflegenden: Die Intensivstationen sind keine unheimlichen Tabuzonen mehr für Angehörige, die länger dort sind. Es ist zwar nicht einfach, alle Beteiligten davon zu überzeugen, aber mittlerweile werden die Intensivstationen „menschlicher“.

Das Projekt „Angehörigenfreundliche Intensivstation“ ist ein Erfolgsmodell. Die Bevölkerung ist aufmerksam geworden, immer wieder erreichen mich Rückmeldungen positiver oder auch negativer Färbung und inzwischen haben auch Intensivstationen in Österreich das Projekt übernommen. ■

Weitere Informationen und Literatur

Metzing, S. (2004): Bedeutung von Besuchen für Patientinnen und Patienten während ihres Aufenthalts auf einer Intensivstation. In: Abt-Zegelin, A.: Fokus Intensivpflege. Hannover: Schlütersche.

https://kurzlink.de/Stiftung_Pflege_Lit

Der Pflege e. V. (www.stiftung-pflege.de) ist ein kleiner Verein mit dem Auftrag, pflegewissenschaftliche Erkenntnisse in Praxis und Gesellschaft zu bringen. Neben dem Projekt der Angehörigenfreundlichen Intensivstation gibt er die Zeitschrift *Angehörige pflegen* heraus, legt Broschüren auf, verbreitet das „Erinnerungswandbild“ und regt neuerdings „Hoffnungsspaziergänge“ in Krankenhäusern und Wartekonzepten in Notaufnahmen an.

Prof. Dr. Angelika Zegelin

ist Fachbeiratsvorsitzende des Vereins Pflege e. V. und Initiatorin des Projekts „Angehörigenfreundliche Intensivstation“. Bis 2015 war sie Professorin für Pflegewissenschaft an der Universität Witten/Herdecke. angelika.zegelin@uni-wh.de